



Ihre Gedanken schweiften zurück über die lange Reihe von Jahren von seiner Geburt bis zum Tage seines höchsten Erfolges. Sie erinnerte sich, wie er gegen das Schicksal angekämpft, wie er sein Ziel erreicht und wie er allem, selbst dem schwersten Trost geboten hatte. Sie dachte an den Reichthum, die Macht und Popularität, die er sich erworben, und an seinen Stolz, niemals unterlegen zu sein, und sie begann im Schatten ihrer Ede leise zu schluchzen.

„Alles hat er verloren! Und mit seiner eigenen Hände Arbeit hat er's erworben und sich gemüht, und mit einer ganzen Welt hat er's aufgenommen! Und nun ist's vorbei — verloren, Alles verloren!“

Bei diesem Gedankengange packte sie ihre Angst mit erneuter, fürchterlicher Gewalt. An allen Gliedern zitternd, stand sie auf.

„Ich will selbst gehen und ihn aufsuchen,“ sagte sie. „Wer hätte mehr Veranlassung, zu ihm zu gehen, als seine Mutter? Wer sollte ihn aufsuchen und ihn trösten und süßen, wenn ich es nicht kann? Karl — Karl, mein lieber Sohn, ich bin's, die zu dir kommt — ich!“

Inzwischen hatte Grumbach, während man ihn draußen suchte und nach ihm rief, den ganzen Tag über in einem kleinen Hinterzimmer der Bank gesessen. Am frühen Morgen war er hierher gekommen, hatte die Thür hinter sich verschlossen und so den Sturm abgewartet, der, wie er wohl mußte, nicht ausbleiben konnte. Es war nicht Furcht, was ihn bewegte, sich verborgen zu halten; er hatte die Furcht erlernt — wenn er sie überhaupt jemals in seinem Leben empfunden hatte. Er wagte, was er thun wollte, und danach handelte er in voller Ruhe. Wie in seinem Leben war sein Kopf klarer gewesen als heute — nur hin und wieder, während er seine Rechnung prüfte oder einen Brief schrieb, ließ er plötzlich seine Arbeit fallen und erging sich in wildem Stutzen.

„Es giebt keinen zweiten in ganz Rheinland, der das gethan hätte, was ich gethan habe,“ sagte er mehr als einmal; „und nun ist's vorbei — vorbei!“

Als er die Mänge vor den Thüren lärmten und schreien hörte, ging er in ein Zimmer, dessen Fenster nach der Straße zu lagen, und beobachtete sie durch eine Ritze in den geschlossenen Fensterrahmen.

„Du sollst alles haben, Leute, was Grumbach auch geben kann,“ sprach er vor sich hin. „Ich will nichts von dem Eurigen mitnehmen.“

Wieder lachte er bei diesen Worten rausch auf, aber plötzlich hielt er inne, ging schweigend in das kleine Hinterzimmer zurück und wartete Stunde auf Stunde.

Als endlich die Nacht eingebrochen war, verließ er durch eine Hinterthür die Bank und eilte, während er sein Herz in kräftigen Schlägen pochen fühlte, durch unbelebte Sitzengassen seinem Ziele zu. Nichts hielt ihn auf, niemand bemerkte ihn, und ungehört erreichte er, wie er erwartet hatte, die Fabrik. Dort begab er sich sogleich in sein Bureau, öffnete, doch nur ganz wenig, einen Gasbahn und entzündete die Flamme, deren röthliches Licht das Zimmer gerade nur hinreichend erleuchtete, daß er eben um sich sehen konnte. Dann trat er an sein Pult, öffnete es und nahm eine der beiden geladenen Pistolen, die darin lagen, heraus.

„So,“ sprach er mit lauter Stimme, die in dem öden Zimmer widerhallte, „so endet Karl Grumbach.“

Er wagte, wohin er zu zielen hatte; die betriegenen Schläge seines Herzens zeigten ihm die richtige Stelle, und seine Hand war sicher.

Er wollte bis drei zählen, ehe er losbrücte, und er hatte erst bis zwei gezählt, als er plötzlich innehielt und seine Hand mit der gepanzerten Waffe darin kraftlos sinken ließ.

An der Thür stand seine Mutter. Im nächsten Augenblick stürzte sie auf ihn zu und lag, seine Füße unklammernd, vor ihm auf den Knien.

„Nein — Karl!“ stobte sie atemlos. „Nein, nicht das, lieber Sohn — Gott verhöre es!“

Er taumelte zurück, obgleich sie ihn noch immer unklammernd hielt.

„Wie — wie bist du hierher gekommen?“

„Gott hat mich hergeführt,“ schluchzte sie. „Er legte mir den Gedanken ins Herz und zeigte mir den Weg, und du hast die Thür vergessen, Karl, — dem Herrn sei Dank!“

„Du — du hast gesehen, was ich — was ich zu thun im Begriff war?“

„Was du zu thun im Begriff warst, Karl, aber was du niemals ausführen wirst — nein, diesen Schmerz und Kummer wirst du mir, meiner Mutter, nicht bereiten, mir, gegen die du immer so gut und lickeroll, der du ein solcher Trost in ihrem Alter gewesen bist.“

Noch immer lag sie in dem trübem Licht vor ihm auf den Knien.

„Naß mich niederlegen,“ sagte er „und setze dich neben mich; ich habe dir etwas zu erzählen.“

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder sinken, aber seine Mutter wollte sich nicht erheben; sie blieb auf ihren Knien vor ihm liegen und Grumbach fuhr fort:

„Man hat dir heut' abentheuerliche Geschichten von mir erzählt, nicht wahr?“

„Ja, lieber Sohn, aber —“

„Sie sind wahr; alle — selbst die schlimmsten.“

„Nein — nein!“

Ohne sich durch ihren schmerzlichen Ausruf unterbrechen zu lassen, fuhr er in gleichförmigem Tone fort, als habe sie gar nicht gesprochen.

„Denke an das schlimmste, was du je über mich erfahren hast — du hast nicht viel erfahren — und dann sage zu dir selbst: „Er ist noch hundertmal schlechter gewesen,“ denke an die schwärzesten Thaten, von deren Begehung du weißt, und dann sage zu dir selbst: „Die Thaten, die er begangen hat, sind noch schwärzer.“ Wenn dir jemand gesagt hat, ich sei vor nichts, vor gar nichts zurückgedrückt, bis es fast kein Vergeben mehr gab, dessen ich mich nicht schuldig gemacht hätte, so hat er die Wahrheit gesprochen. Wenn dir jemand gesagt hat, ich habe die anständigen Leute verhöhnt und ihnen ins Gesicht gelacht, so hat er die Wahrheit gesprochen. Wenn dir jemand gesagt hat, ich sei eine Schande für die Stadt und mein Name sei zum Schimpfwort geworden, so hat er die Wahrheit gesprochen. An jenem Abend, als du kamst, hatte ich eine Gesellschaft von Männern und Frauen im Hause, die dir nicht ins Gesicht sehen konnten, und die vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben etwas wie Scham empfanden, weil du nicht wußtest, was sie in Wirklichkeit waren, und weil du glaubtest, sie seien so unehriglich wie du selbst. Es giebt kaum ein Vaster, dem ich nicht geglaubt, kaum eine Sünde, deren ich mich nicht schuldig gemacht hätte. Selbst den Gedanken an Wort habe ich einmal gehobt und die Verächtung eines Anderen geplant. Ich war von sinnloser Leidenschaft ergriffen für ein Weib, die nicht einmal dessen werth war, was Karl Grumbach ihr zu bieten vermocht — ich habe alles gewonnen, was gewinnen zu wollen ich geschworen hatte — und es verloren. Sage nun selbst, ob es etwas anderes für mich giebt, als die Ausführung dessen, was ich vor hatte!“

Sie unklammernte voll Annißigkeit seine Hand und küßte sie und ließ ihr eingelassenes Gesicht auf derselben ruhen. So Schweres und Bitteres sie auch erfahren hatte, die Liebe zu ihrem Sohne überwog alles und sie hatte ihre Antwort bereit.

„Das, wofür ich Gott all' mein Leben lang gebankt habe,“ sagte sie, „das wird er mir doch sicherlich am Ende meiner Tage nicht verjagen; er könnte es mir kaum verjagen — ich habe so fest daran geglaubt und bin ihm so dankbar dafür gewesen. Wenn nicht ein guter Kern in dir gewesen wäre, lieber Sohn, wie hätte ich mich dann so fänden, wie hätte ich so glücklich sein können? Doch nein, getraue dich — das ist nicht das rechte Wort, Karl — der gute Kern war wirklich da. Du hast vielleicht ein Doppelpelzen gefügt, aber das eine war gut, dem Himmel sei Dank! Du bist ein guter Sohn gegen mich gewesen. Du hast mich niemals auch nur mit einem Worte verlastet, und deine Liebe zu mir war es, die dich veranlaßte, das Unrecht, was du begingst, vor mir zu verbergen. Du hast mich lieb gehabt, Karl — das will und kann ich nicht vergessen — nein, niemals. Es hastest keine Schuld an dir, Karl, die das aufwiegen könnte in den Augen derjenigen, die deine Mutter ist. Du hast mich lieb gehabt und bist mein einziges liebes Kind gewesen, mein Sohn, der vom Tage seiner Geburt an allezeit mein Stolz und mein Trost gewesen ist.“

Wie erkrankt blickte ihr Grumbach ins Gesicht.

„Du glaubst den Leuten nicht — und du glaubst nicht einmal mir?“

### Landwirthschaft. Garten.

#### Heber Hühnermäftung.

Die Methoden der Mästung sind sehr verschieden, am besten dürfte sich die Anwendung der neuereu Rezepte erweisen und hebe ich zuerst die Mast mittelst Kubeln, ohne Anwendung von Trichter und Stopfmachine hervor. Als Heber und billigerer Mastindelnig gilt in Frankreich ganz feines Buchweizenmehl mit süßer, kaltemer Milch bis zur Konsistenz des Breites gemischt, in England nimmt man feines Hafermehl oder Haferstroh, gleichfalls mit Milch angemacht; auch veruandelt man den Teig durch Zusatz von Weizen in einen dicken Brei, den man den Hühnern drei- bis viermal täglich vorsetzt und der von den Thieren gern und von selbst gefressen wird. Diese Mast dauert zehn Tage.

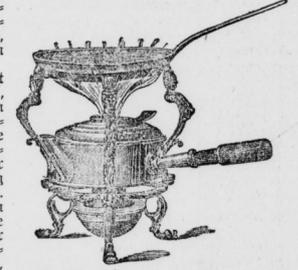
Der Mastindelnig rollt man in 1/2—1 cm dicke Walzen, schneidet sie in fingerlange Stücke und ründet die Schnittflächen ab, man trocknet oder löset die Kubeln etwas und taucht sie vor dem Stopfen in reines Wasser. Zum Stopfen nimmt man das Huhn vorsichtig aus dem Käfig, indem man es mit beiden Händen unter die Brust faßt, man setzt sich, nimmt es unter den linken Arm, öffnet mit der linken Hand den Schnabel, bringt mit der rechten eine gut eingewickelte und abgeschüttelte Kubel in die Mundhöhle, legt sie gerade nach hinten auf die Zunge und schiebt sie mit dem Zeigefinger behutlich in den Schlund und dann mit Daumen und Zeigefinger sanft und ohne sie zu zerbrechen von außen in den Kropf. Man stopft am ersten Tage binnen 24 Stunden pünktlich nur 2—3 Kubeln, dann täglich eine zum, und so fort bis zu 12—15 Stück. Größte Fütterlichkeit ist dabei besonders zu empfehlen; man darf die Thiere weder hungern lassen noch zu früh stopfen. Der Magen darf gefüllt sein, aber die Verdauung muß stattgefunden haben, bevor man wieder stopft. Ersteres ist gegeben, wenn man keinen Teig mehr im Kropfe fühlt, ist dies aber der Fall, so muß man eine Maßzeit überbringen und das

nächste mal weniger geben. Ebenso sorgfältig wie man die Hühner herausgenommen, muß man sie wieder in ihren Aufenthaltsort zurückbringen, ohne sie weiter zu beunruhigen. Die Mast ist gewöhnlich in 2—3 Wochen vollendet; besonders fetts Hühner erzielt man erst in 25—27 Tagen. 10 Liter Buchweizenmehl genügen zu vollkommenem Mast. Wohl zu beherzigen ist schließlich, daß man nur gesunde Thiere solcher Rassen, die sich vorzugsweise zur Mast eignen, einstellt. Die „Braunborer“ Hühner empfehlen folgendes Verföahren: Die zu mäsenden Hühner werden in einen aus Holzstäben hergerichteten Verloßlag gebracht, der etwa 30 cm von der Erde entfernt ist und dessen Boden man mit täglich zu erneuernder Holzasche bestreut; zum Füttern verwendet man nun in 5 bis 8 Tagen mit einem Eßlöffel feststehenden Natron in abgelaßter Milch gelösten Treib und giebt den Thieren einmal am Tage reines Trinkwasser und zwar in einem reinen, irdenen Gefäß.

Die Laubfütterung findet längst nicht genügend Beachtung, weil der Werth des Laubes als Füttermittel nur wenig bekannt ist. Ganz besonders in Gegenden, wo den Verhältnissen nach leicht Laub in größerer Menge zu haben ist, sollte auch eine Laubfütterung nicht unterbleiben. Nach Emil Wolff enthält Laubheu im Durchschnitt 6 1/2 Proz. verdauliches Eiweiß, das also einen hohen Nährwerth. Auch in gemüthlicher Beziehung läßt es nichts zu wünschen übrig, ja in jedem Theil eine hohe diätetische Wirkung. Besonders gern wird es von Schafen und Ziegen gefressen. Das Laub von Eiche, Buche, Kastanie, Pappel, Ahorn, allen Obstbäumen ist besonders gut, aber auch Weide, Weide, Birke eignen sich zur Laubgewinnung. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß die Laubfütterung nicht nur für kleine Heerde von Nutzen ist, sondern, wo Vorkommen, Kräfte umgenügend vorhanden, sich auch für Leute, die mehr Vieh besitzen, lohnt. Besonders wo die Heuernte nicht so ausgefallen, wie man gehofft, greife man im größeren Maße zu Laubfütterung.

### Haushwirthschaft. Gesundheitspflege.

\* **Sibiritis-Schnellkocher.** Bei diesem Kocher ist der Brennvorbau, sowie die Zeit des Siedepunktes auf die Galfte reduziert, da die Stoffe eine doppelte Heizungsleistung haben wie gewöhnlich, 2 innerhalb durch ein Rohr erhit.



Außerdem aber hat man den Vorteil, über der aus dem Mittelrohr hinaus-schlagenden Flamme ein 2. Gerüst bestehen zu können, für welches die Heizung ja völlig kostenlos ist. Von vollständigen Kochzeiten, welche sich auf diesem Kocher in Zeit von 3—5 Minuten herstellens lassen, seien angeführt: Thee und Weisstrof, — Kaffee und Eier, — Chokolade und Koteletts, — Suppe und Bratfleisch, — Wambier und Mähter u. d. Kartoffeln und solchen Speisen, die länger als eine Viertelstunde kochen müssen, lege man nach dieser Zeit die leigebene Hülle auf den Brenner, soll die Flamme ganz gelöscht werden, so schließe man die Deckung der Hülle mit dem beigegebenen Deckel. — Preise: Untergestell mit Brenner 1 M. 75 Pf., Kochgesch 1 M. 60 Pf., Obergestell mit Kreuz 85 Pf., Pfändern emaillirt 90 Pf. Zu beziehen von der Fabrik Eisenwerk Gagganen u. Gagganen (Aaben), oder von jeder größeren Haus-Geräthhandlung, in Minden von Lagemann und Söcklen.

reitet. Die Aepfel werden sauber abgewaschen, abgerieben in 4—8 Theile zerlegt, und nachdem das Blüthen abgeputzt ist, ungekühlt mit dem Kernhaute und mit trübem Wasser bedeckt in einem blank gelackten Kessel auf das Feuer gestellt. Wenn die Aepfel heiß sind, giebt man auf je 3 l Aepfel den Saft einer Citrone, kochet sie 10 Minuten, ohne sie zu zerdrücken, und schüttet sie auf ein ausgekannetes Tuch. Der durchgelaufene Saft wird weggen, auf das Feuer geleht, zum Kochen gebracht und ausgekühlt. Alsdann giebt man löffelweise auf jedes Pfund Saft 1/2 Pfd. feinstgeriebene Butter und kocht den Saft unter beständigem Rühren so lange, bis einige Tropfen, welche man auf einen kalten flachen Teller giebt, nicht mehr glatt und schnell verlaufen; sondern dick wie Hart eingedickter Zucker sind. Dies ist der Zeitpunkt, das Gelee vom Feuer zu nehmen und in kleine Gläser zu füllen, welche man vorher mit Arak ausgepöht hat. Man füllt das Gelee 24—36 Stunden mit einem leichten Tuch bedeckt an einen kühlen Ort, legt dann mit Arak bedecktes Papier darauf und bindet es mit Pergamentpapier zu. Nach Belieben kann man etwas Vanille mitföchen.

#### Wichtiges Heilmittel — Extract in der Kranken- und Neurosenleutenkoff.

Die Aufgabe der Kranken- und Neurosenleutenkoff ist einverleitet dem geschwächten Organismus nährende und stärkende Substanzen zuzuföhren, anverleitet belebend und anregend auf den Körper und das Verdauungsvermögen zu wirken. Um dieser Aufgabe nachzukommen, müssen die geeigneten Mählzeiten eine Verbindung von Nähr-, Gesundheits- und Heilmitteln sein. Nährmittel allein beugen dem oft launenhaften Schwachmuth der Patienten selten aus, doch ist selbst die fleischige Zugabe der leicht verdaulichen Gewürze, welche den eigentlichen Wohlgeschmack verleihernden Theil erhöhen, dem meisten Kranken verlohnen. Die Speisen müssen darum einen anderen Zufuß erhalten, welcher den Schwachmuth erhöht und durch welchen die Speisen nicht bloß kräftig erdienen, sondern es auch wirklich sind. Nicht Krankenpflieger weiß, daß ihre Pflegenisse mit Eintritt der Genesung viel lieber zu eisen begeben, was kräftig als vor nur gut schmeckt. Diesen naturgemäßen Bedürfnissen der Schwachen und Kranken kann man durch Anwendung von Wichtiges Heilmittel — Extract leicht Rechnung tragen. Das man Bouillon durch eine fleischige Zugabe von diesem Heilmittel — Extract kräftiger und dem Patienten zuträglicher macht, weiß jedermann. Daß der Extract wenigstens 15 Minuten mit der Fleischbrühe kochen muß, wird leider selten beachtet. In gleicher Weise wie einfache



Wenn man nun schon im Freien Vorkehrungen treffen muß, die Luft von verunreinigenden Beimengungen frei zu halten, so ist dies in geschlossenen Räumen, die zur Wohnung und Werkstatt dienen, in noch viel höherem Grade erforderlich. Hier haben wir zunächst mit denjenigen Verunreinigungen der Luft zu rechnen, die bei der fabrikmäßigen Behandlung verschiedener Stoffe die Gesundheit und das Wohlbefinden der Arbeiter so mannigfaltig gefährden, Verunreinigungen, die zwar auch im Freien in der nächsten Umgebung der Werkstätte ebenfalls, aber nur vorübergehend und verhältnismäßig schwach empfunden werden. Es handelt sich um Verunreinigungen, die durch die Arbeit selbst herbeigeführt werden, um giftige Gase und Dämpfe, um feinstaubige Stoffteilchen, welche von dem verarbeiteten Material sich ablösen. Es hat guten Grund, wenn die Arbeiter, welche in derartigen Anstalten beschäftigt sind und atmen müssen, fast durchweg Lungenleiden sind.

Hinsichtlich der geschlossenen Räume haben wir insbesondere eines Umstandes zu gedenken, der für die Luft im Freien gar keine Bedeutung hat, des Umstandes nämlich, daß durch das Atmen der in dem Raum weilenden Personen die Luft verdrängt, d. h. des Sauerstoffes allzu sehr verbraucht und wohl auch mit Kohlenäure allzu sehr gesättigt werden kann. Wir sagen, im Freien ist dieser Umstand von keiner Bedeutung, denn einerseits ist das unferne Planeten um- und durchzogene Luftmeer so groß, so massenhaft, daß es viele fortwährende Erneuerung, bis durch das Atmen der gesammelten Ätherwelt, mit Einstrich des Windes, all diesen, im Verhältnis zu dem ungeheuren Erdball, dem sie anhaften, so geringfügig, so mikroscopisch kleinen Weilen, sein Sauerstoffgehalt in merklicher Weise verringert würde, und andererseits findet ja auch ein Ausgleich durch die Pflanzwelt statt, welche, ungetrieben, wie die Tierwelt, in großen Mengen Sauerstoff ausatmet und Kohlenäure zu ihrem Aufbau verwendet. In geschlossenen Räumen ist dies anders; hier muß durch das Atmen der dabeistehenden Menschen die Luft verpestet werden, wenn sie nicht durch Zutritt frischer Luft von außen in genügendem Maße verdrängt und ersetzt wird.

Der Mensch bedarf durchschnittlich 50 bis 60 cbm frischer Luft in jeder Stunde. Wie wenig wird diesem Bedürfnis Rechnung getragen! Da wird zunächst in Beziehung auf die Wahl der Wohnung unendlich viel gesündigt und zwar auch von Leuten, denen ihr Einkommen eine zweckmäßige Ausdehnung der Wohnräume recht wohl gestattet. So ist denn gar oft eine zahlreiche Familie auf einen Wohnraum angewiesen, der für die Tbärgkeit einer einzigen Menschenlunge kaum weit genug ist. Das ist schon am Tage, wenn die Familie vielfach zerstreut ist, fast unerträglich; wie viel mehr erst in der Nacht, während dieselbe quatschend eingeengt, die Wohlthat des Schlafes sucht. Zum Schlafgemache sollte man in kleineren Wohnungen das größte Zimmer wählen; statt dessen statuen die Bewohner dieses mit dem besten Möbeln aus, lassen es, als „beste Stube“, so gut wie unbewohnt und suchen sich als Schlafstätte einen engen, dumpfen und dunklen Winkel aus, den der Hauswirth ihnen freilich ebenfalls als „Zimmer“ angedehnt hat; es kommt ja während der Nacht nicht darauf an,“ sagen sich die guten Leute, „es sieht ja niemand.“

Man sollte nun verständigerweise erwarten, daß Leute, welche eine ängstlich beschränkte Wohnung inne haben, um so eifriger darauf bedacht sein werden, in dieselbe fort und fort frische Luft einzuführen. Sie denken nicht daran, sie sind im Gegenteil nicht selten sehr angänglich bemüht, den Luftwechsel zurückzuhalten, als trage er den Tod auf seinen Fittigen. Im Sommer bei drückender Wärme wird hin und wieder wohl eine ungenügende Lüftung vorgenommen, im Winter aber sind die meisten Menschen taub gegen jede wohlthätende Wirkung der Einsicht. „Küsten? Welche Idee! Das wäre das beste Mittel, sich gründlich zu erkalten.“ — „Ein Fenster öffnen? Um Gotteswillen, da stöße ja die Wärme zum Fenster hinaus! Die Kohlen sind bitter theuer und wir finden das Geld nicht auf der Straße.“ So ungeschärft lauten die Beschlüsse, die Käuflichkeit und Ignoranz der menschenfreundlichen Belehrung zuteil werden lassen. Unpäßlichkeit, schlechte Laune und häßlicher Zwist, ernste Erkrankungen und wirtschaftlicher Rück-

gang — das sind die nur zu häufigen Folgen dieser unheilvollen Anschauung.

Eine solche Verfeinerung, Mißachtung dessen, was der Gesundheit unerlässlich ist, findet man vielfach auch in solchen Kreisen, wo man eine bessere Einsicht voraussetzen und fordern möchte. Welch ersinkende Luft herrscht in so vielen Fabrikräumen, in denen zahlreiche Personen den Tag über arbeiten müssen, ohne daß Besizer und Arbeiter dies als einen notwendig abzustellenden Uebelstand zu empfinden scheinen! Wäucher Unglücksfall mag hierdurch verurteilt sein, indem der Arbeiter unter der Einwirkung einer solchen Atmosphäre nicht mehr über die gewohnte Sicherheit des Geistes verfügte und unfähig wurde, einer gefährlichen Maschine gegenüber die nötige Vorsicht zu beobachten. — Die Schlafsäle der Herbergen und Gefängnisse sind vielfach mit einer so dumpfen und übelriechenden Luft erfüllt, daß den von draußen Eintretenden fast eine Ohnmacht anwächst. Wie könnte es auch anders sein, wo die Menschen nächtlicher Weile in langen Reihen und oft drei oder vier Lagerstätten über einander gebettet werden, während eine Ventilationsvorrichtung entweder gar nicht oder nur in sehr mangelhafter Art vorhanden ist! Verstäubt und matt erhebt sich der Arme von seiner sogenannten Ruhestätte, auf welcher der Schlaf mit schweren Träumen ihn eher erschöpfte als erquickte. — Nicht bezeichnend ist es, daß in vielen Restaurationen für die Erneuerung der Luft so gut wie gar keine Fürsorge getroffen wird, und gleichwohl findet man nicht selten in solchen Lokalen altbekannte Personen so zahlreich versammelt, daß keiner ausreichend Platz hat, und dies in einer Atmosphäre, die durch die Kugeln Tabakqualm und Ausdünstung so vieler Menschen, durch dieien Tabakqualm und die sich zergehenden Dünste von Speisen und geistigen Getränken gründlich verworden ist. Wäucher Gast, der später herankommt, freimüthig pilgert und am andern Morgen mit wirrem Kopfe erwacht, hat dies weniger dem Uebermaß geistiger Getränke als dem Mangel an reiner Luft, zu dem er sich verurtheilt, zu danken.

Bei dieser weitverbreiteten Schen vor frischer Luft würden die Sterblichkeitsregister genauhaft oft den Fall zu verzeichnen haben, daß Menschen in ihren Wohnungen dem Sauerstoffhunger erliegen, wenn nicht die Luft von draußen in einen gewissen Maße auch ungerichtet ihr Eingang zu ihnen verschaffe, wider ihr Wissen und Willen. Und das geschieht glücklicherweise unangezeigt. Die Luft weiß Einlaß zu finden, keine noch so verborgene Ritze und Öffnung entgeht ihr, und sie bringt, auch wo keine schadhafsten Stellen vorhanden sind, mitten durch das Holzwerk und das dichte Steingemäuer. Diese natürliche Ventilation ist abhängig von dem Wogere der Porosität oder Durchdringlichkeit des Gesteines oder Holzwerkes, durch welches die Luft hindurchzieht; von der Stärke und Richtung des Windes, der die Luftmassen gegen die Wohnung wirft und hineinpreßt; von dem Unterschiede der Temperatur in der Wohnung selbst und draußen.

Das Quantum frischer Luft, welches durch die natürliche Ventilation in die Wohnung befördert wird, ist sehr verschieden, eben so wie die Ursachen der Bewegung es sind, und läßt sich daher in allgemein gültigen Zahlen nicht angeben. Für gewöhnlich reicht die natürliche Ventilation bei weitem nicht aus und es muß also auf künstliche Weise für frische Luft gesorgt werden. Diesem Zwecke dienen zunächst einfache Mäbren, welche die Zimmerluft mit der Luft im Freien in Verbindung bringen und an ihrem Ausgange mit einem Schilde gegen Regen und direkten Wind versehen sind; ferner verschiedenartige Vorrichtungen, die u. a. durch künstliche Wärme äußere Luft in die inneren Räume ziehen und aus diesen die verdorbene Luft nach außen entführen. Die wirksamste Lüftung ist zugleich die einfachste; sie geschieht durch das Öffnen der Fenster. Keiner ist dieselbe selten mit der so gefährdeten Anluft verbunden, gegen die man sich natürlich nach Kräften wehren muß, da man sonst leicht dazu kommen könnte, einem Leiden die Thüre zu verschließen, um dafür ein anderes zum Fenster hereinzulassen. Eine zweckmäßige Vorrichtung zur Ventilation kann übrigens auch der Aerzte sehr verschieden und eine solche sollte daher auch in der Wohnung des Aerztes nicht fehlen.

Kast unter Thränen lächelnd legte sie ihre Hand auf ihr Herz.

„Noch bin ich nicht davon überzeugt worden, und ich denke, ich werde niemals davon überzeugt werden.“ Grumbach warf einen hilflosen Blick auf die auf dem Tische liegende Pistole; er wußte, daß er jeden Gedanken an sein Vorhaben aufgeben müsse, daß er die Waffe niemals gebrauchen werde.

„Was soll ich thun?“ fragte er in heiserem Ton. „Steh‘ auf und komm mit mir. Ich bin eine alte Frau, aber mein Herz ist stark, und wir sind ja früher auch arm gewesen. Wir wollen zusammen fortgehen, weit, weit von hier, und alles hinter uns zurücklassen — alle Sorge und alle Schande und alle Sünde. Das Leben, von dem ich bisher glaubte, daß du es führtest, dieses Leben kannst du noch jetzt führen. Es giebt Orte, wo man uns nicht finden wird und wo wir von neuem anfangen können. Steh‘ auf und komm mit mir.“

Sie verließ das alte Zimmer, ohne das trübe Licht der Gasflamme zu löschen — auch die Pistole lag noch auf dem Tisch — und trat hinaus. Dann schloß Grumbach das Thor und beide standen im Freien — über ihnen schimmerten ein paar Sterne hell durch das Dunkel der Nacht und vor ihnen erhoben sich wie eine einzige dunkle Masse die großen schwarzen Gebäude der Fabrik.

Einige Sekunden blieben sie stehen, um einen letzten Blick zurückzuwerfen. Dabei fiel Grumbach der Schlüssel ein, den er noch unwillkürlich in der Hand hielt. Plötzlich schleuderte er denselben über das Thor hinaus auf den Hof; klingend hörten sie ihn drinnen auf das Pflaster niederfallen. „Die Leute werden sich wundern, wie er dorthin gekommen ist,“ sagte Grumbach. „Wozum wird der Kontrahent angemeißelt werden. Mit „Grumbachs Eisenwert“ ist’s jetzt zu Ende!“ Dann wandte er sich zu seiner Mutter um und sagte „Komm!“ Seine Stimme klang jetzt ein wenig fester. Arm in Arm gingen sie die Straße hinunter und verloren sich in der Dunkelheit.

53. Kapitel.

„n gutes schwarzes Stück.“

Großmutter Helling wurde mit Pomp und Feierlichkeit beerdigt, oder wenigstens mit dem, was in den Augen der niederen gesellschaftlichen Schichten Nummern als Pomp und Feierlichkeit erschien.

Frau Burdachs Vorstellungen von der ihr zugewallenen Erbschaft waren die denkbar unbestimmtesten gewesen. In den Tagen zwischen ihren periodischen Thränenregüssen, zu welchen sie sich in ihrer Eigenschaft als Universal-Erbbin der Verstorbenen verpflichtet hatte, überdachte Frau Burdach mit hausmütterlicher Vorsorge die Möglichkeit, daß die Zinsen des Legates sich vielleicht gar „auf so was wie zehn bis fünfzehn Mark die Woche“ belaufen könnten, und suchte dadurch ihren Schmerz um den erlittenen Verlust wesentlich gemildert. „So was wie zehn bis fünfzehn Mark die Woche,“ daraus ließ sich allerdings reichlicher Trost schöpfen.

„Ich will mir aber auch n gutes schwarzes Stück anschaffen,“ sagte sie, „n hübsches Bezagabnis woll’n wir ihr auch austricken.“ Nur ein strenges Pflichtgefühl für das, was sie der Verstorbenen schuldig sei, hielt sie davon zurück, trotz ihrer Trauer den einen oder den anderen Anblick begehrender Freude und bescheidenen Glückes sehen zu lassen.

Das „gute schwarze Stück“ war die erste Anschaffung, die mit Rücksicht auf das Vermächtnis Großmutter Helling’s gemacht wurde. Bald sah sich Frau Burdach im Besitz eines schwarzen Kleides, das sich durch die besondere Stoffeigenschaft leinernen Fütterung und durch seine Weizung, bei jeder Bewegung der Trägerin zu knistern und zu raddeln, vor seinesgleichen vortheilhaft auszeichnet; dazu ein schwarzes Tuch von großem Umfang und großem Gewicht, und endlich ein mit schwarzen Krepplumen und schwarzen Perlen geschmückter Hut, der die allererste Trauer mit wunderbarer Vollkommenheit zum Ausdruck brachte.

Die erste Gelegenheit für Frau Burdach, ihr festliches Gewand anzulegen, war ihre Reise nach Düsseldorf, wohin sie sich begeben mußte, um über den Vermögensstand ihrer verstorbenen Verwandten Erkundigungen einzuziehen. Ihr Mann war von dem unverkennbaren Haupte der Vornehmheit, der

seine Frau in ihrem neuen Staate umgab, vermaßen überwältigt, daß er sich tief ergriffen auf Großmutter Helling’s Reue zurückzog und reichliche Thränen vergoß. Er war heut in besonders trüblicher Stimmung.

Es möge hier bemerkt werden, daß, seitdem Frau Burdach zu Vermögen gekommen war, ihr Mann ganz und gar das Wesen eines Mannes zur Schau trug, der demüthig und aufrichtig seinen Lebenswandel bereut und langsam aber sicher der edlen Sache der Mäßigkeit sich zuneigt. Er hatte wiederholt sein Abweichen vom Pfade der Nüchternheit und Besonnenheit mit thranenreicher, wenzgleich schüchtern Beredsamkeit beklagt und häufig mit trauernder Weile seine Neigung kundgegeben, „in n Mäßigkeitverein einzutreten.“ Inzwischen war selbstamer Weise der Eindruck dieser Klumbgebungen aufrichtiger Reue nicht stark genug gewesen, um in der Genossin seiner Leiden und Freuden jeines unbegrenzten Vertrauens zu erwecken, welches ihr vielleicht gestattet hätte, seinem bereits mehrmals schüchtern ausgesprochenen Wunsche zu willfahren und ihm die kleine Summe anzuvertrauen, deren er, wie er sagte, zur Befriedigung eines unerbittlichen Gläubigers bedürfte, vor dem er seines Lebens nicht mehr sicher sei.

„Ich wüßte nicht, daß ich jemals nen Menschen wegen ner Kleinigkeit so wüthend und aufgeregt gesehen häit,“ bemerkte er, auch heute wieder auf diesen Gegenstand zurückkommend. „s sind mir anderthalb Mark, und er sagt, er will sie haben, oder — oder er würd’ weiter leben. Jedemal wenn ich komm’, steht er an der Straßenseite dicht beim „Gefantenlofen“ und will auf keine Entschuldigung hören. Er meint, n Mark, der zu Vermögen gekommen wär, könnt’ auch anderthalb Mark bezahlen. Er will mir nicht glauben, wenn ich ihm sag’, daß ich’s nicht bin, der’s Geld gerbt hat, sondern bin; er wird nur noch immer wüthender, wenn ich ihm das bezeuglich zu machen such’. Er will’s mir mal nicht glauben, und dahei ist’s n Mark, der vor nichts zurücktreten wil. s war mal n Mann in Kumbach, der war ihm dreißig Pfennig schuldig und den — den hat er kurz und klein geschlagen, Katrin — und dabei waren’s nur dreißig Pfennig.“

„Du’ ja,“ entgegnete Frau Burdach trocken, „da kann man allerdings nicht wissen, was er um anderthalb Mark thun würd’; das sind für dich schlechte Ausfichten allerdings!“

Burdach schwieg und betrachtete seine Ehegattin einige Sekunden lang in peinlichem Schweigen. Dann sah er auf den Fußboden, als erwarte er da einen rettenden Gedanken zu finden; aber auch hier fand er nichts und so suchte er denn für sein verwundenes Gefühl in leisen Vorwürfen Trost. „Du hast kein Vertrauen zu mir, Katrin,“ sagte er. „Vielleicht hätten am Ende gar die Mäßigkeitvereiner auch kein Vertrauen zu mir, ja, ja, so wird’s vielleicht kommen, und was häit’s da für’n Zweck, auch einer zu werden, wenn die andern doch kein Vertrauen zu mir haben würden. Wenn n Mann in seiner eignen Familie kein Vertrauen find’t, da kann’s gar nicht anders kommen, da muß er sich entmüthigt fühlen; ja, entmüthigt fühlen, Katrin — ja, ja, so ist’s.“

Als Frau Burdach am nächsten Tage von ihrer Reise nach Düsseldorf zurückkehrend, ins Haus trat, sank sie außer Athem und vor Erregung im ersten Augenblick seines Wortes mächtig auf einen Stuhl.

„s macht fünfzig Mark die Woche, Jenni!“ rief sie, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, in hysterischem Ton. „Und du kannst noch heute dein schwarzes Kleid kriegen.“ Ein ungewöhnlich reichlicher Thränenstrom ersuchte ihre weiteren Worte.

Jenny sank auf einen Schemel nieder, wickelte ihre Arme in ihre Schürze und saß mit weit geöffnetem Munde wie starr vor Staunen.

„Fünfzig Mark die Woche!“ rief sie aus. „Nein, das glaub ich nicht.“

Aber Frau Burdach wußte bald durch Gründe und Beweise ihren Zweifel zu zerstreuen, und nun vermochte selbst die Rücksicht auf die Schicklichkeit die im Hause herrschende laute Freude kaum äußerlich etwas herabzustimmen.

„Mit fünfzig Mark die Woche, da kriegt man ja wer weiß was,“ monologisirte Burdach in seiner Rede. „Man hat ja schon öfter gebet und s ist ja schon dagewesen, daß Familienhäupter von ihren Frauen in n Beschlüssen kriegen.“ Mit drei Mark nöthentlich ließ sich schon recht hübsch was anfangen;



— mit vier Mark die Woche könnt' man 'n Leben führen wie im Paradiese."

Natürlich war das nur ein Selbstgespräch, und auch zu diesem erstahnte sich der erbenwertige Burdach nur unter dem Schutze der augenblicklich herrschenden lauten Erregung.

Beim Begräbnis erhuben die ganze Familie in neuen Kleidern von tiefer Trauerfarbe. Drei schwarze Kutichen folgten dem Leichwagen, und Frau Burdach war von zahlreichen Freundinnen umgeben, die ihr abwechselnd ihre Glückwünsche und ihr tiefste Beileid ausdrückten.

54. Kapitel.

"Jurik zu Dir."

Am nächsten Morgen fand man den Schlüssel auf dem Fabrikhofe hinter dem verschlossenen Thor, im Bureau die frühe brennende Gasflamme und auf dem Tisch die geladene Pistole. Die prächtige Einrichtung in Grumbachs palastähnlichem Privatbause war durchaus intakt, aber nicht eine lebende Seele fand sich in den weiten Räumen. Das gesamte Dienstpersonal hatte bereits einige Tage vor dem Krach seinen fälligen Lohn erhalten und war entlassen worden. Alles stand an seinem Orte, nichts fehlte. Die Gläubiger die zu ihrer größten Ueberaschung wahrnehmen mußten, daß man ihnen alles zu ihrer freien Verfügung zurückgelassen habe, sprachen einstimmig ihre Ansicht dahin aus, daß ein solcher Fall heimlicher Entfernung wohl nicht oft vorkommen dürfte; für einen eigentlichen Krach hatte man Grumbach immer gehalten, aber so etwas hatte niemand von ihm erwartet.

Noch bevor Wallner von seiner Reise nachhause zurückkehrte, war sein Entschluß über das, was er in Laufe der nächsten paar Jahre zu thun habe, vollkommen gefaßt. Seine Zukunft war sicher gestellt und er konnte zunächst ganz seiner Phantasie folgen. Aber seine Phantasie war keineswegs auf ein müßiges Leben gerichtet; er wollte frei sein, um als freier Mann ein arbeitsames Leben zu führen; zudem wollte er, wenigstens für einige Zeit, allein sein; er wollte nach Amerika zurückkehren. Sein Plan war zu reisen, aber nicht als müßiger Vergnügungstreibender, sondern mit einem bestimmten Zwecke im Auge; er wollte neue Ansichten und Erfahrungen sammeln für ein Leben voll eifriger, unablässiger Arbeit.

Sarah Frank hatte ihr väterliches Haus nicht verlassen. Herr v. Warnig hatte sich unmittelbar darauf nach jenem Diner zur Feier der Anwesenheit des Reichstagsmitgliedes etwas unerwartet aus Numwegen entfernt; verschiedene Bemerkungen waren über seine plötzliche Abreise gemacht worden, aber es war nicht leicht, über die Veranlassung derselben zu einem auch nur einigermaßen bestimmten Schluß zu gelangen. Fräulein Frank ließ sich in der Stadt nicht mehr sehen. Nur einige wenige von dem zahlreichen Dienstpersonal waren noch bei ihr, und diese behaupteten, sie werde nach Paris zu ihrer Tante, der Schwester ihres Vaters, gehen, bei der sie schon vor ihrer Rückkehr aus dem Auslande längere Zeit gelebt hatte. Sie fügten dem die Versicherung hinzu, daß sich in ihrem äußeren Auftreten keine Veränderung wahrnehmen lasse, doch habe sie ohne weitere Erklärung die übrige Dienerschaft entlassen. Eine allerdings erklärte hier und da, Fräulein Frank sei doch recht eingestiegen und habe ihre stolze Miene und ihr selbstbewusstes Auftreten verloren, aber sie fand damit wenig Anlaß; eine solche Vorstellung entsprach eben durchaus nicht dem Bilde, welches sich die Numwegener von ihrem Charakter gemacht hatten.

"Die macht sich darum keine Sorgen," hieß es; "der ist es ganz egal. Ihr Geld ist ja sicher genug, und alles Lebrige kümmert sie jedenfalls nicht so viel. Die und bleich! Dazu ist sie viel zu selbstbewußt und zu stolz."

Wallner traf in möglicher Eile für seine Abreise die nötigen Vorbereitungen, die allerdings mehr durch seine Mutter und Christiane als durch ihn selbst nötig gemacht wurden. Auch diese sollten nämlich Numwegen verlassen, und Wallner hatte bereits anderwärts ein passendes Heim für sie gesucht und gefunden. Eines Tages, als er mit den beiden zusammen in dem kleinen Wohnzimmer saß, erhob er sich plötzlich, ging auf Christiane zu und nahm ihre beiden Hände in die seinigen.

"Verlassen Sie glücklich zu sein," sagte er bewegt. "Verlassen Sie glücklich zu sein."

Er unterließ nichts, was seiner Mutter und Christiane die Zukunft freundlich gestalten konnte. An sich selbst dachte er

gar nicht; alle seine Gedanken waren nur darauf gerichtet, ihnen ein recht angenehmes, recht besagliches Heim zu bereiten.

Endlich war alles fertig, und am nächsten Tage sollte die Ueberlieferung nach dem neuen Wohnorte stattfinden. Die Kabrit war noch geschlossen und sollte erst einige Wochen später wieder geöffnet werden, aber er hatte auf seine Bitte die Erlaubnis erhalten, sein Arbeitszimmer aufzusuchen und, wenn er es wünschte, seine Papieregenstände daraus entfernen zu dürfen. So begab er sich denn am Morgen dieses letzten Tages in seine "Hölle" und schloß sich ein. Einmal hinter den geschlossenen Thüren, begann er eine seltsame Arbeit. Er leerte alle Schubläden und das Post, und verbrannte jedes Papierstückel zu Asche — Zeichnungen, Briefe, alles! Als er fertig war, hatte er vollkommen und gründlich aufgeräumt; das Zimmer war leer, kalt und faßl. Nachdenklich setzte er sich inmitten dieser Kahlheit und Leere auf einen Stuhl nieder.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf den Thürgriff, die Thür, die er nach vollendeter Arbeit wieder aufgeschlossen hatte, öffnete sich, Wallner erblickte das leise Hälchen eines Frauenkleides — und Sarah Frank stand vor ihm.

"Um des Himmels willen, was thun Sie hier?" fragte Wallner, indem er sich langsam zu ihrer Begrüßung erhob.

Sie warf einen schnellen Blick durch das lahle Zimmer.

"Es ist also wahr! Sie wollen Numwegen verlassen!"

"Ja, ich will Numwegen verlassen. Ich habe heute hier meine letzte Arbeit gefaßt."

Den Blick auf Wallner gerichtet, trat sie noch einen Schritt näher. Ihre Stimme klang leise und ätzend.

"Alle gehen fort. Mein Vater hat mich verlassen — ich — ich —"

Ein scharlachrother Fleck zeigte sich auf ihren Wangen, aber sie wandte ihre Augen nicht hinweg.

"v. Warnig ist auch fort."

Während sie ihn nach diesen Worten unverwandt ansah, trat allmählich alles Blut aus ihrem Gesichte zurück; dasselbe erschien wie eine Maske aus Stein.

"Ich — — begann sie in scharfen Flüßerton, — "leben Sie nicht? Können Sie mich nicht verlassen? Oh — mein Gott!"

Ein Stuhl stand neben ihr, und sie sank auf denselben nieder und vergaß ihr Gesicht in dem geruchtrinken Sammet ihres Mantels, während sie sich auf den nahen Tisch niederbeugte.

"Seien Sie still!" rief sie erregt. "Sprechen Sie nicht! Oh, daß ich es sein müßte, die sich demüthigt, und um dies — um dies! Doch ich, nachdem ich so lange gegen meine thörichte Leidenschaft angekämpft habe, mich endlich doch muß von ihr in den Staub ziehen lassen."

Ein krampfhaftes Schluchzen erstikte ihre Worte; sie vermochte sich nicht länger zu beherrschen, ihre leidenschaftliche Erregung nicht länger zurückzubalten. In nervöser Aufregung preßte sie ihre schlanen Finger gegen einander.

"Nie hätte ich das für möglich gehalten, Gott weiß es," sprach Wallner heiser, "obgleich es Stunden gegeben hat, wo ich hätte schwören können, daß Sie mich einst liebten. Alles andere hätte ich für möglich gehalten, aber niemals dies — niemals dies, daß Sie je breuen könnten!"

Hrl. Frank hob ein wenig ihren Kopf.

"Daß ich breuen würde!" rief sie. "Breuen! In solcher Weise!"

"Nein," erwiderte er, "ich schwöre es Ihnen, ich hätte das niemals für möglich gehalten."

"Und Sie sind es," rief sie in leidenschaftlichem Zorn.

"Sie sind es, der jetzt vor mir steht und mich ansieht und mir sagt, daß alles vorbei ist!"

"Ist es meine Schuld, daß alles vorbei ist? Glauben Sie das wirklich?"

"Nein, Ihre Schuld ist es nicht, und das ist mein Trost."

Wallner trat näher auf sie zu.

"Sie liebten mich nicht," sagte er, "nichts. Gott weiß, was mich rettete, — ich weiß es nicht. Sie hätten mich geliebt? Sie hätten gegen Ihre Liebe angekämpft?" Er lachte laut.

Wie ein Wabunmiger habe ich Nacht für Nacht unter Ihrem Fenster gestanden. Vergessen Sie das, wenn Sie können, — ich kann es nicht. "Oh, daß ich es sein müß, die sich

demüthigt!" sagen Sie. Wie viel mehr Grund hätte ich, zu sagen: Oh daß ich, der ich Sie so sehr geliebt habe, hier stehen mit leeren Händen!"

Sie hatte ihr Gesicht gesenkt und schluchzte wieder. Jetzt stand sie plötzlich auf.

"Wenn mir Ihr Charakter nicht besser bekannt wäre, würde ich glauben, das sollte Klage sein," sprach sie bitter.

"Es wäre eine arnueilige Klage," entgegnete er kalt.

"Sie fügte sich mit einer Hand auf den Stuhl."

"Ich bin sehr tief gesunken," sagte sie; "so tief, daß ich schwächer war, als ich zu werden fürchtete. Doch jetzt, um mich Ihrer eigenen Worte zu bedienen, jetzt ist es vorbei. Ihre Hande sind leer! Oh, es war eine arnueilige Leidenschaft, und dies war das passende Ende."

Sie wandte sich zum Gehen; an der Thür hielt sie noch einmal inne.

"Leben Sie wohl!" sagte sie.

Im nächsten Augenblick war die einzige Spur ihrer Anwesenheit ein schwacher Wohlgeruch wie von frischen Blumen, der die Luft des lahlen Zimmers durchwehte.

Es währte wohl noch eine Stunde, ehe Wallner durch das eiserne Gitterthor die Kabrit verließ, obwohl er drinnen nichts mehr zu thun gehabt hatte.

Langsam trat er hinaus, und nachdem er das Thor verschlossen hatte, lenkte er seine Schritte der Numwegener Landstraße zu.

Sein Ziel war der kleine Kirchhof. Es war ein trüber, grauer Tag gewesen. Aber eben als er den Begräbnisplatz erreichte, hatte die Sonne das Gewölk durchbrochen und schien freundlich und hell auf die Erde nieder. Wallner empfand das unwillkürlich wie einen leisen Trost. Es sah gar zu ode aus auf dem Kirchhof, wenn die Sonne nicht schien.

Beim Grabhügel angekommen, stand er lange und sah in Nachdenken versunken darauf nieder. Seit jener Nacht, da er

hier gelegen und zu dem gestirnten Himmel hinaufgeblickt und seinen einschlüß gefaßt hatte, war das Gras länger und dichter geworden; damals war es grün gewesen, jetzt war es braun und rauchelte, wenn der Wind es bewegte.

Wie damals, so sprach er auch heute laut seine Gedanken aus.

"Es ist vollendet," sagte er. "Dein Traum hat sich erfüllt; es ist geworden, was es werden sollte. Ich habe mein Wort gehalten. Ich habe mein Wort gehalten."

Er hielt inne, als erwartete er eine Antwort. Aber rings um alles still, — so still, daß das Schweigen fast wie ertörpert gegenwärtig erschien; und zu seinen Füßen lag, vom Sonnenlicht überglänzt, goldig braun der Grabhügel, und nicht ein Lustigand bewegte die langen Halme des Grajes.

Am nächsten Tage verließ er zugleich mit Christiane und seiner Mutter Numwegen, und acht Tage später schiffte er sich — er allein — nach Amerika ein. Als das Schiff sich langsam in Bewegung setzte, stand er über das Geländer der Schiffstreppe gelebt und richtete unverwandt seine Blicke auf eine weltliche Gestalt am Ufer. Es war ein junges Mädchen in langem Mantel von grauer Farbe, fast so grau, wie der Nebel, in welchem sie stand — eine solbante, regungslose Gestalt, — das dunkle, jugendlich schöne Gesicht seawärts gerichtet.

Er beobachtete sie so lange, bis er ihr Gesicht nicht mehr erkennen konnte, aber noch immer hatte sie sich nicht von ihrer Stelle bewegt.

"Wenn ich zurückkehre," sagte er, fast ohne selbst zu wissen, daß er sprach — "wenn ich zurückkehre, kehre ich zurück zu dir."

Dann umhüllte der Nebel vollständig ihre Gestalt und entzog sich langsam seinen Blicken.

E n d e.

### Das unentbehrlichste Lebensmittel.

Von Gerhard Busch.

Von den Mitteln, welche zur Erhaltung unseres Lebens notwendig sind, macht bekanntlich keines seine Unentbehrlichkeit in so hohem Maße sichtbar wie die einzuathmende Luft. Speise und Trank können wir eine Reihe von Tagen entbehren, ohne zu sterben, das Bedürfnis nach frischer Luft aber muß unaußerlich befriedigt werden, wenn wir nicht erkranken sollen. Durch das Atmen entziehen wir der Luft Sauerstoff und stellen ihr Kohlenäure mit; die eingetraumte Luft ist also anders beschaffen als die ausgeatmete. Der Sauerstoff, den wir der Luft nicht zurückgeben, wird in unserem Körper unter gleichzeitiger Entwicklung von Kohlenäure für den Prozeß des Stoffwechsels verbraucht, dieses ruhsamen Werkens und Absterbens der einzelnen Bestandtheile des Leibes, auf dem das Leben beruht, durch den jedes lebendige Wesen innerhalb längerer oder längerer Zeit aus verflüchtigt neuen Stoffen sich aufbaut. Die einzelnen Organe oder Körperteile empfangen den Sauerstoff von dem frisch aus dem Herzen quellenden Blut, dem Arterienblut, und geben dafür an das zum Herzen zurückfließende Blut, das Venenblut, die gebildete Kohlenäure ab. Das Arterienblut ist demnach reich an Sauerstoff und arm an Kohlenäure, während das Venenblut umgekehrt arm an Sauerstoff und reich an Kohlenäure ist. Daß nun aber dem Körper durch das Atmen fort und fort frische Luft und mit ihr ein neues Quantum Sauerstoff zugeführt wird und zugeführt werden muß, beruht zunächst auf der Unmöglichkeit einer gewissen Gehirnmarie. Dieselbe wird nämlich, sobald Blut mit allzu geringem Sauerstoffgehalt und allzu reichem Gehalt an Kohlenäure an sie herantritt, in eine Bewegung verlegt, welche sich den Nerven und durch diese gewissen Muskeln mittheilt, wobei die letzteren sich zusammenziehen und dadurch eine Ausdehnung des Brustkastens und zugleich der Lungen veranlassen. In den Lungen wird damit Raum geschaffen für die den Körper umgebende Luft und diese strömt natürlich sofort durch Mund und Nase ein.

Das Atmen ist also ein mechanischer Vorgang, der sich auch ohne unser Wissen und Willen vollzieht. Es würde unsere Existenz auch unmöglich erschwern, wenn es ausschließlich unserer Willkür unterworfen wäre, sobald das Ein- und Ausathmen erst jedesmal besonders von uns befohlen werden müßte. Soweit der Mensch sich mit seinem Bewußtsein an dem Prozeß des Atmens betheiligen muß, pflegt er sich sehr schwerfällig und ungeschickt zu benehmen. Es ist nämlich für unsere Gesundheit nicht genug, daß wir überhaupt Luft ein- und ausathmen, sondern auch von hoher Wichtigkeit, daß die einzuathmende Luft möglichst rein von fremden Bestandtheilen sei. Das wird leider im allgemeinen weit weniger beachtet, als mancher wohl annehmen möchte, und eine Unzahl von Erkrankungen wird dadurch verhindert, denn das Atmen vollzieht sich zwar unwillkürlich, auch wenn wir schlafen, aber reine frische Luft bietet sich nicht überall von selbst dar, man muß sie sich bewußtweise verschaffen.

Am reinsten ist die Luft auf Bergeshöhen und auf dem Meere, auch in Wald und Feld wird man sie mit Wohlbedagen in sich aufnehmen, während sie in den Straßen und der nächsten Umgebung einer Großstadt schon viel zu wünschen übrig läßt. Verschiedenartige Dünste, wie sie manche Erzeugnisse der Industrie und die Zersetzung organischer Stoffe gebildet, durchwirbeln hier die Atmosphäre, befeuchten die Geruchsborgane und erschweren das Atmen. Hier ist die Luft gefehrvängert mit dem Strafenstaub, namentlich im Sommer, fernher mit dem Rauch der Ebernsteine, der oft so massenhaft sich verbreitet, daß er die Sonne trübe erscheinen läßt u. Gehen diese und andere Verunreinigungen der Luft nicht sich übrigens von selten des Menschen, der sie ja auch verschuldet, viel thun, viel mehr als thörichtlich geschieht. Namentlich gilt dies bezüglich des überaus lästigen Kohlenstaubes, der in vielen schwarzen Wollen der Schornsteine der Fabriken und Lokomotiven entquillt. Durch eine einfache Vorrichtung ließe sich dieser Uebelstand vermeiden, und die Besitzer der rauchverbreitenden Schornsteine würden die Kosten für die Vorrichtungen zu dem bezagten Zwecke gern tragen, nicht allein zum Besten ihrer Mitmenschen, sondern auch beiderseits auch zu eigenem Vortheil, da sie dadurch eine gründlichere Verreinigung und Ausbeutung ihrer Feitzteffe erzielen.

